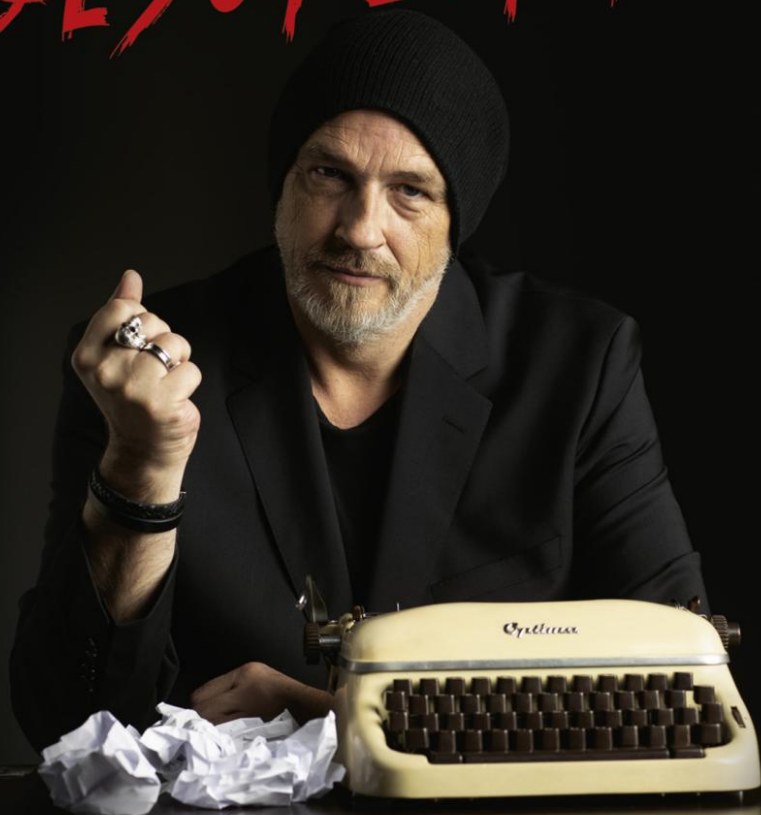


STRÄTERS

GUTENACHT GESCHICHTEN



DIE GESAMMELTEN
HORROR-STORYS



ullstein

TORSTEN STRÄTER, Jahrgang 1966, wohnt in Waltrop bei Dortmund, trägt seit 2008 auf Poetry Slams und in Solo-Shows selbst geschriebene Texte vor. Geringste Zuschauerzahl: 9. Höchste Zuschauerzahl: über 4000. Sein zuletzt bei Ullstein erschienenenes Werk *Es ist nie zu spät, unpünktlich zu sein* stand mehrere Wochen in den Top 10 der Spiegel-Bestsellerliste.

Von Torsten Sträter sind in unserem Hause außerdem erschienen:

- *Der David ist dem Goliath sein Tod*
- *Selbstbeherrschung umständehalber abzugeben*
- *Als ich in meinem Alter war*
- *Es ist nie zu spät, unpünktlich zu sein*

Torsten Sträter

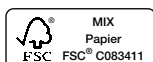
STRÄTERS

GUTENACHT GESCHICHTEN

DIE GESAMMELTEN
HORROR-STORYS

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Vollständig überarbeitete Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage April 2021

© Eldur Verlag 2004, 2005, 2006.

Die Texte dieses Bandes sind erstmals unter den Titeln *Postkarten aus der Dunkelheit* (2004), *Hämoglobin* (2005) und *Hit the road, Jack* (2006) im Eldur Verlag, Wuppertal erschienen.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Autorenfoto: © Hans Scherhauser, Berlin

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06454-3

Vorwort

Hallo und guten Abend ...

ja, okay, ist vielleicht gerade tagsüber, Sonne, Rotkehlchen fliegen herum, ist gut. »Guten Abend« kommt einfach besser als Begrüßung. So heimelig. Gemütlich. Oder? Na, lassen Sie mich einfach mal machen.

Vorneweg: Das Buch, das Sie in den Händen halten, ist neu. Die Geschichten darin nicht. Zwischen den Buchdeckeln findet sich im besten Sinne staubiges Zeug. Wie kommt's, werden Sie nun fragen. War RESTE-VERWERTUNGS-MAN wieder unterwegs? I wo. Ich fange mal vorne an.

1. WIE HAT DAS GANZE ANGEFANGEN?

Also: Ich war Anfang des Jahrtausends in der Familienspedition angestellt. Meine Mutter war mein Boss. Das war einerseits ganz lustig, andererseits hielt meine Mutter nicht viel vom Denver-Clan-Dynastiedenken, sodass ich nicht als DER SOHN DER CHEFIN erst gegen Mittag im Büro aufkreuzen konnte. Sechs Uhr morgens lautete die Ansage. Der Tag begann damit, dass ich Labormaterial sortierte. Gegen sieben kreuzten die Fahrer auf, schnappten sich ihre Listen und Kühlkisten und machten sich auf den Weg, um bei Ärzten Blutproben einzusammeln. Meine Mutter, die zu diesem Zeitpunkt schon entspannte drei Stunden in der Firma war, musterte mich. Um sieben Uhr dreißig war ich mental bereits fertig mit dem Tag. Fahl und übermüdet kippte

ich Kaffee um Kaffee in mich rein und ließ die Geschäftigkeit der Spedition an mir vorbeirauschen. Ich mochte diesen Job nicht, und ich bin mir sicher, der Job hatte auch nichts für mich übrig. Das war's also, dachte ich oft. Vom Herrensneider über den Konfektionsverkäufer zum Berater für Mobiltelefone, dann ein, zwei Mal falsch abgebogen und mit Schmackes ins Speditionsgewerbe geballert. Treffer, versenkt. Fairnesshalber muss man sagen, dass ich schon einen SOHN DER CHEFIN-Bonus hatte, denn ich war auf einem so atemberaubenden Niveau inkompetent, das jeden anderen Boss zügig bewogen hätte, mich mit einem nassen Handtuch aus dem Büro zu prügeln. Außer Papier am Faxgerät nachzufüllen und Telefondienst war mir nicht viel abzuverlangen. Gelegentlich stellte ich Ware bei Apotheken zu, wenn Not am Mann war, aber das musste dann schon allergrößte Not an einem maximal verzweifelte Mann sein. Der Verdienst war indes lächerlich – für das, was ich machte, aber angemessen. Am späten Nachmittag versah ich meist Telefondienst. Unsere Räume bestanden aus zusammengeschraubten Bürocontainern. Einen davon belegte ich. DIN-A4-großes Fenster, Heizkörper, Schreibtisch, fünf Jahre alter PC, Nadeldrucker. Im Sommer wurde es angenehm mummelig in der Blechkiste, so knapp 40 Grad, also hockte ich da, Füße in einem Wassereimer, und versuchte, ins Internet zu kommen. Wenn ich surfte, konnte aber keiner telefonieren, wir reden hier von der Eisenzeit der Anlagentechnik, also blieb mir meist nur die Zauberwelt von Windows 98. Sie wissen schon. Sprechende Büroklammer. Schlimm.

So begann ich zu schreiben. Aus Langeweile. Einige beginnen zu schreiben, weil in ihnen dieses Feuer brennt, dieses unbändige Talent zur Sprache, andere hingegen, weil es eine Geschichte zu erzählen gibt, ein Stück Erzählung für die Nachwelt. Ich schrieb, weil ich zu blöd für Minesweeper war.

Ich war schon immer ein Fan guter Horror-Storys. Speziell von Stephen King. Für Clive Barker, den ich heute mehr schätze als damals, war ich seinerzeit noch etwas zu dumm. Na ja, jedenfalls dachte ich, ich könnte ja mal versuchen, eine Gruselgeschichte zu schreiben.

Ich war ziemlich erstaunt, wie viel Spaß ich daran hatte. Also schrieb ich viele Geschichten. Die meisten waren ziemliche Scheiße, aber ein paar waren gar nicht so übel. Ich beschloss daraufhin, einen Schreibratgeber zu kaufen. War ein interessantes Buch, glaube ich. Habe wenig verstanden. Trotzdem hatte ich das ungute Gefühl, bei meinen Geschichten lediglich instinktiv was richtig zu machen, so ab und zu, und das fand ich selbst für einen, der seine Füße in einem Eimer hat, zu wenig.

Irgendwann stieß ich auf Stephen Kings DAS LEBEN UND DAS SCHREIBEN (ON WRITING). King erzählt darin aus seinem Leben, wie er zu schreiben begann, liefert überaus anschauliche Beispiele für den Entwurf von Texten, und er erklärt, was man beim Schreiben besser lassen sollte.

Das half mir. Speziell, was man lassen sollte. Dank Stephen King entfernte ich die meisten bescheuerten Metaphern aus meinen Geschichten, viel beknackte wörtliche Rede, haarsträubende Vergleiche – und vor allem für einen Ruhrgebietsfuzzi peinliche Klamotten wie »James Hancock ging die Interstate 34 in Illinois entlang«. Junge, Junge.

Irgendwann freundete ich mich mit Peter Dobrovka an, seines Zeichens Gehirnochirurg, der im Begriff war, einen kleinen Verlag zu gründen. Wir einigten uns darauf, drei schmale Bände rauszubringen, die wir JACKS GUTENACHTGESCHICHTEN nannten. Warum, ist mir entfallen. Sämtliche Cover gestaltete ich, so wahr mir Gott helfe, selbst. Nicht schön. Aber die Bände waren recht erfolgreich in »der Szene«.

Das alles ist fast zwanzig Jahre her.

2. JA, UND JETZT?

Mittlerweile bin ich eher für meine humoristischen Sachen bekannt. Humor fällt mir leicht. Vielleicht, weil es keine klaren Regeln dafür gibt, was lustig ist. Doch ab und zu dachte ich noch an die gute

alte brotlose Zeit der Horror-Storys, aber im Prinzip war ich durch damit.

Dann kam 2020, dieser strahlende Fixstern im bunten Reigen eindrucksvoller Scheißjahre. Bis dahin hatte ich mich von den Horrorgeschichten über Lesungen und Poetry-Slams in eine Nische der Halbprominenz emporgehampelt, die es mir ermöglichte, gut davon zu leben. Viel Fernsehen, eigene Show, große Hallen, der eine oder andere Preis. Dann, im März 2020, wurden wir alle ungefragt von einem Virus infiltriert. Die Umstände der Pandemie verdammt mich, wie viele andere auch, zur Untätigkeit. Das ging etwa vier Wochen gut, dann erfasste mich eine derartig elementare Unterforderung, dass ich begann, vor Autos aufzutreten. Oder vor zehn Menschen. Oder ohne Publikum, während ich in eine Kameralinse startete. Ich nächtigte gelegentlich als einziger Gast in riesigen Hotels. Es war seltsam, so viel stillen Stein um sich herum zu haben. Mitunter ging ich an die Hotelbar, immer in der Hoffnung, einen Mitarbeiter zu treffen, der den Treppen abwischt und sagt:

»In der Tat, Mr. Torrance, ich bin mir nicht so sicher, ich habe meine Zweifel. Ich und auch andere neigen zu der Annahme, dass Sie nicht ganzen Herzens bei der Sache sind, dass es Ihnen an Begeisterung fehlt.«

Und dann bestelle ich Gin Tonic. Mir ist übrigens gerade wieder eingefallen, warum die Bände JACKS GUTENACHTGESCHICHTEN hießen.

Jedenfalls machte ich eine Menge komisches Zeug 2020. Und ich blickte zurück, denn selten war ein Rückblick so angebracht wie in jenem Jahr, das sowieso wirkte, als hätte Stephen King es geschrieben. Wenn du plötzlich in der Situation bist, deine kleine Karriere zu gestalten wie am Anfang, wenige Zuschauer, kaum Resonanz, dann stellst du deinen Blick nach hinten scharf und schaut noch weiter in die Vergangenheit. Mein altes Horrorzeugs fiel mir wieder ein. Stimmt, dachte ich, da war doch was, fragt sich nur, auf welcher Festplatte? Ich brauchte nur ein paar Minuten, dann fand ich, was ich suchte. Alle Geschichten

in einem Ordner. Ich warf die Kaffeemaschine an, und im aufkommen-
den Geklubber des Geräts begann ich zu lesen, im Schlepptau die
bange Frage: Taugt das noch was?

3. TAUGT DAS NOCH WAS?

Zugegeben, ich erwartete, beim Lesen ähnliche Empfindungen zu
haben wie beim Betrachten von Fotos aus den Achtzigern. Das Gefühl
lässt sich am besten mit »nachsichtiger Scham« umschreiben.

Man kennt das: Du auf 'nem Foto. Blonde Strähnchen, Leopardenhose,
rotes Netz-T-Shirt, fingerlose Billy-Idol-Handschuhe.

Erster Gedanke: IM NAMEN JESU, WAR ICH EIN PILLEMANN!

Zweiter Gedanke: Na ja, äh, so war das damals, ne?

Aber zu meinem Erstaunen fand ich die Geschichten gar nicht
schlecht. Gut gealtert, irgendwie. Also im Prinzip wie die ersten Jean-
Claude-Van-Damme-Filme. Für fast zwanzig Jahre altes Material recht
unterhaltsam. Einige Storys finde ich immer noch ziemlich gut, »Der
Geruch von Blau« zum Beispiel oder »Voliere«. Oder »Post-it«. Andere
sind etwas krude, aber ganz spaßig, und die richtig Üblen habe ich
entfernt. Unterm Strich bin ich sehr zufrieden, aber Ihnen sollte klar
sein, dass ich keine große Literatur produziere, okay? Ich fand einfach
den Gedanken ansprechend, die ganzen alten Gruselsachen in einem
vernünftigen Buch zusammenzufassen. Dafür habe ich ein bisschen
hier gekürzt, da umformuliert, aber der leicht gestörte Geist der Original-
texte ist komplett erhalten geblieben.

Interessanterweise gibt es immer wiederkehrende Motive – meine
Mutter oder dass jeder im Buch ausschließlich WDR 4 zu hören scheint.
Ich musste auch ziemlich darüber wiehern, wie ich in »Unbekannter
Teilnehmer« mal SO WAS VON NICHT das iPhone voraussehe und des-
wegen von supermodernen Nokia-Handys fabuliere. Auch dass ich
dachte, der Gipfel des technisch Machbaren wäre ein Faxgerät im Auto
(!), wollen wir nicht unter den Tisch fallen lassen, und an allen Ecken
tauchen die Kreaturen auf, die dann und wann in eine Gruselgeschichte
gehören. Das Gespenst. Der Werwolf. Der Vampir. Der Untote. Alles da.

Was soll ich Ihnen sagen? Ich hoffe einfach, Sie mögen die Geschichten. Sie kennen das vermutlich: Mag ja sein, dass Ihre Kinder totale Arschlöcher sind, frech, schlechte Manieren, zum Ausderhautfahren, absonderlich ... aber es sind immer noch Ihre Kinder. So geht's mir mit dieser Sammlung.

Also los. Genug gelabert. Fangen wir an.
Viel Spaß.

Torsten Sträter

Inhaltsverzeichnis

Jägerlatein	13
Hämoglobin	21
Der Geruch von Blau.	30
Berechtigter Münzeinwurf	54
Der Mitbewohner	59
Nachtprogramm	79
Eine Frage der Form oder Vatertag in der Halle der Dilettanten	87
Mr. Daniel und ich an der Tankstelle der lebenden Toten	133
Geisterbahn	176
Kopfsache	188
Voliere	197
In der Kurve	224
Bunker-Blues	228
Heiliger Krieg: Einer muss es ja machen	246
Strangers in the Night	271
Inspiration	282
Abwärts.	299

Das Dessert.....	311
Zimt.....	317
Auftakt	329
Das Lächeln Asiens.....	336
Post-it	354
Wahrscheinlich gegen elf.....	372
Unbekannter Teilnehmer.....	392
Iyi geceler, Mr. Lewis	441
Schnickschnack	477
Hit the Road, Jack.....	501

Jägerlatein

Ich muss ihnen Einhalt gebieten.

Gestern waren wieder einige da.

Ich sah sie durch den Spalt meiner Bürotür – mindestens zwanzig, schätze ich.

Sie geben sich keine Mühe mehr, zu verbergen, was sie wollen.

Meinen ersten Löwenmenschen sah ich vor zwei Wochen, als ich gegen Mittag einen Kaffee im Bistro nebenan trank.

Es war ein Weibchen; sie sprach mich direkt an, wobei sie mir einen dieser Blicke zuwarf, die mich seitdem nicht mehr haben schlafen lassen.

Ich erstarrte augenblicklich, unfähig, den Anblick zu verarbeiten.

Sie plauderte irgendetwas, während ich ihren Schädel anstarrte. Seltsam kehlige Laute kamen aus ihrem Großkatzenmaul, während ihre leuchtenden, wilden Augen mich taxierten.

Ich antwortete ihr, ohne meine eigene Stimme zu hören; alles, was ich vernahm, waren ihre nassen Schnupperlaute zwischen den Sätzen.

Ich war der einzige Gast im Bistro, und die Bedienung nahm keine Notiz von den Vorgängen – ein Albtraum!

Die Löwin sprach weiter auf mich ein, ihre Schnurrhaare vibrierten dabei.

Ich starrte sie an, hoffend, dass sie nicht merkte, dass ich kapiert

hatte, in welcher Gefahr ich schwebte. Ihr muskulöser Hals, über und über mit sandfarbenem Fell bewachsen, endete in einer weißen Baumwollbluse mit aufgestickten Röschen. Eine ihrer Tatzen schnitt scharf in meinen Arm, als sie ihn ergriff, und dann kam der erste verständliche Satz:

»Schauen Sie her!«

Ihr Maul öffnete sich, und ich sah sechs Zentimeter lange Reißzähne in erschreckend rosafarbenem Zahnfleisch; ihre Zunge war ein hellbrauner Lappen von der Größe eines Wiener Schnitzels, und als sie ihren Löwenkopf zu mir beugte, versagte mir die Blase.

Ich rannte auf die Straße. Sie folgte mir nicht.

Ich traue mich nicht, mit jemandem darüber zu sprechen.

Sie rufen jetzt schon nachts an.

Gestern klingelte das Telefon. Als ich es an mein Ohr hielt, erfüllte ein digitalisiertes Brüllen mein Schlafzimmer. Ich legte schreiend auf.

Es klingelte gegen vier Uhr morgens erneut, und diesmal klang es eher nach einem Schakal: Das Heulen hinterließ ein Rauschen in meinen Ohren, das bis zum Vormittag blieb. Aber mein Telefon wird nie wieder klingeln.

Mein guter alter Hammer hat es verstummen lassen.

Seit dieser Nacht sind es noch mehr geworden.

Noch drohen sie mir lediglich; sie bauen sich vor mir auf und fletschen die Zähne, nah genug, um mein Gesicht abzufressen wie das Innere einer Kokosnuss – aber sie tun es nicht!

Sie lassen mich in ihre Schlünde starren, während ihr nach Steppe und Fleisch stinkender Atem meine Brille beschlagen lässt.

Seit Kurzem nehme ich Amitrioxid. Nur kleine Dosen, um das nachhallende Rauschen in meinem Kopf zum Verstummen zu bringen. Es gibt mir eine gewisse Distanz zu den Dingen, ohne mich allzu sehr zu lähmen. Früher nahm ich verschiedene Bluthochdruckpräparate, und

zwar stets mit dem nötigen Gefühl für gewissenhafte Medikation. Amitrioxid ist etwas ernster, aber es ist schließlich nur vorübergehend.

Ich muss nur die Dosierung im Auge behalten. Amitrioxidtabletten sind keine Drops, und der Körper schreit schneller danach, als man denkt.

Trotzdem – es hilft. Ich stelle mir vor, dass die Angst schmilzt wie Softeis, während die Tablette zu wirken beginnt.

Gerade eben habe ich wieder eine geschluckt.

Ich spüle sie mit Wasser runter, hoffend, dass sie eher wirken, als das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelt. Meistens funktioniert es.

Wenn die chemische Fee ihren zarten Schleier über mich senkt, dimmt sich jedes Löwengebrüll zu einem Miauen herunter.

An Arbeit ist nicht zu denken.

An zu Hause bleiben leider auch nicht, das wäre zu auffällig.

Meine Gedanken rasen durch meinen Kopf: Sie dürfen nicht merken, dass ich Angst habe. Sie dürfen nicht erkennen, dass ich sie erkannt habe. Ich muss mich tarnen, so wie sie es tun, wenn sie in freier Wildbahn auf Beutezug sind. Nur dass ihre Tarnung äußerlich ist, meine nicht.

Ich hocke in meinem Büro und ignoriere die krächzende Sprechanlage.

Ich habe vor einer Woche mit dem Amitrioxid angefangen, und mittlerweile ist aus der Fee eine Walküre geworden. Unter fünf Tabletten wird der Schleier über meiner Wahrnehmung in Fetzen gebrüllt.

Fluvoxamin?

Ich werde es testen.

Ich musste mich gerade heftig in das Waschbecken meines Büros erbrechen.

Meine Magensäure hat eine Qualität angenommen, die besser in einer Autobatterie zur Verwendung käme.

Trotz meiner strikten Anweisung, niemanden vorzulassen, hatte man mir eine Hyäne hereingeschickt.

Sie trug eine Montur von Levi's, und sosehr ich versuchte, mich auf den kleinen roten Wimpel an der Jeansjacke zu konzentrieren, scheiterte ich doch.

Der gedrungene Schädel der Bestie war so dicht vor meinem Gesicht wie kein anderer zuvor.

Ich sah einen Metallstift in der grauschwarzen Zunge des Tieres, der grünlich angelaufen war, aber der Atem war das Schlimmste.

Er stank nach Tod und Fäulnis. Hyänen sind Aasfresser. Dann sprach das Tier, vermutlich um mich zu quälen:

»Sehen Sie?«

Die Tiermenschen achten stets darauf, allein mit mir zu sein, wenn sie ihre Reißzähne blecken, um mir zu zeigen, was mich erwartet.

Wann wird das sein?

Wann wird der erste Tiger oder ein Puma-Mann meine Gesichtshaut mit seiner rauen Zunge berühren, Sekunden, bevor er sie abschält?

Wann wird mein Antlitz ausgelöscht?

Wann endet meine Identität im Magen einer Bestie?

Ich schrie das Monstrum an, fürchte ich. Alle Schutzmechanismen in meinem Bewusstsein schlugen ein »Entschuldigung, ich habe gerade zu tun« vor, aber der Teil, der für die Panik zuständig ist, formulierte einen hysterischen, speichelspritzenden Schrei.

Zwanzig Minuten später hatte ich mich zu Hause eingeschlossen.

Ich durchnässte weinend den Kragen meines Hemdes, während mein Hosenbein langsam trocknete.

Fluvoxamin löst Hitzeschübe aus.

Ich schwitze seit Stunden wie ein Schwein, während ich darüber nachdenke, was zu tun ist.

Wenn es so weitergeht, frisst die Angst mich schneller als irgendein Löwenmännchen oder -weibchen. Ich höre unablässig die Kaugeräusche der Angst, wie sie sich durch meinen gesunden Menschenverstand frisst: ein zähes Reißen, unterbrochen vom mahlenden Reiben stumpfer Zähne, an denen Fetzen meiner Selbstbeherrschung kleben.

Wie es wohl ist, tot zu sein?

Fluvoxamin hat noch eine interessante Nebenwirkung: Man sabbert, wenn die Einnahmeintervalle zu kurz sind.

Ständig läuft mir klarer Speichel aus den Mundwinkeln, sodass ich mich kaum traue zu sprechen.

Zwar versuche ich, mit niemandem zu reden, aber es ist nicht schön, seiner Haushaltshilfe mit dem Taschentuch vor dem Mund Anweisungen zu geben.

Wenn ich mich zurücklehne und die Augen schliesse, ist es, als würde ich in einen Abgrund stürzen. Aber es fühlt sich gut an, und das macht mir Angst.

Bin seit achtundzwanzig Tagen unter Raubtieren.

Die Fee ist von der Walküre zu einer Furie mutiert: Clomipramin, Maprotilin, Morphin. Ich bin ständig auf Draht. Beruhigend, wenn man gute Kontakte hat.

Freunde – vor allem welche, die normale Gesichter haben – sind so wichtig.

Gestern Nacht habe ich festgestellt, dass ich mich nass gemacht habe, während ich schlief.

Ich habe von einer Dompteursnummer geträumt, die schrecklich schiefging.

Meine Augen haben Ringe – und unten auf der Straße warten die Bestien. Es ist alles zu viel.

Ich habe einen Entschluss gefasst: Wenn es schon unvermeidlich ist, Beute zu werden, werde ich diese Welt nicht allein verlassen. Ich werde ein paar Bestien mitnehmen – alle werde ich kaum schaffen.

Es sind unermesslich viele geworden.

Ich habe versucht, ein Gewehr zu kaufen, aber trotz meines erstklassigen Leumunds ist mir das nicht gelungen; ich benötige eine Waffenbesitzkarte. Die entschlossene, aber dezent gelangweilte Stimme des fetten Verkäufers führte dazu, dass ich mir den Kauf einer doppelläufi-

gen Flinte augenblicklich aus dem Kopf schlug – aber nicht mal diesen stupsnasigen Trommelrevolver wollte er mir verkaufen.

Ich bot ihm tausend Euro, und ich war ziemlich hündisch dabei. Aber mit einem Blick auf mein schweißsnasses Gesicht griff er zum Telefon, ohne die Banknoten anzusehen.

Wieder einmal Flucht.

Warum sind einige Leute völlig normal, andere Bestien?

Mein Bruder, der mich Sonntag besuchte, war wie immer nervig in seinem Bemühen, mich zu beleihen, aber definitiv menschlich.

Meine Zugehfrau ebenso: penibel, verwelkt, menschlich.

Mein Nachbar hingegen zeigte das struppige Haupt von etwas, das entfernt an einen feisten Jaguar erinnerte.

Ich sah ihn an der Grenze zu unserem Garten herumstromern, während ich mir am Küchentisch Morphin injizierte. Mit der Gruppe der Neuroleptika und Antidepressiva bin ich durch, nichts zu machen. Scheiß auf die Depotwirkung – ich brauche jetzt Hilfe, verflucht.

Als er mich sah, hob er seine Tatze.

In meinem Bemühen, das Fenster zu verdunkeln, riss ich die Jalousien von der Wand, die Kanüle noch im Arm.

Ich erwachte auf dem Fußboden, halb zugedeckt von zwei Meter Rattangeflecht.

Mein Kopf fühlte sich an, als sei er voller Scherben.

Das ist mein letzter Tag als Beute, schwor ich mir, und der Gedanke löste ein pochendes Echo aus.

Draußen scheinen Wölfe zu heulen – eine neue Spezies mit dem gleichen Ziel.

Sie sind nah.

Montagmorgen.

Eine letzte Injektion.

Ich weigere mich, »Schuss« zu sagen. Ich bin kein Junkie, sondern ein Mann in verzweifelter Lage.

Allerdings habe ich eine Lösung für mein Problem gefunden.

Das Medikament beginnt zu wirken ... In Ordnung, das Heroin beginnt zu wirken.

Mein Schrank war leer, und es ist nur dieses eine Mal.

Ich höre sie im Nachbarzimmer toben; noch zwei Minuten.

Ich zwingen mich, Kaffee zu trinken. Starkes Zeug, das meine Hausfrau gebraut hat.

Bitter. Die Panik verblasst, aber ich habe keine Lust, langsam in die Knie zu gehen und das Bewusstsein zu verlieren.

Wie es wohl mit dem Heroin arbeitet? Koffein, meine ich.

Mein Herz pocht bereits, aber meine Finger sind ruhig, als ich das Messer aufklappe.

Ich war noch mal bei dem fetten Kerl, der keine tausend Euro braucht.

Für lediglich zweihundert Euro habe ich dieses kleine Meisterwerk erstanden: ein Messer mit zwölf Zentimeter langer, nie abstumpfender Keramik Klinge, so scharf, dass die Nervenenden irritiert sind, wenn man sie durchtrennt. »Es soll nicht besonders schmerzen«, sagte der Mann.

»Wild«, meinte er, »hält fast still, wenn man ihm damit die Kehle durchschneidet.«

Genau, was ich brauche.

Ich drücke den Knopf der Sprechanlage. Mein Finger kommt mir zu lang vor, als ich es tue.

Merkwürdig.

Ich will gerade sprechen, als ich die Verkrustung auf der Klinge sehe.

Der Verkäufer hatte einen Paviankopf. An Katzen bin ich fast gewöhnt, aber diese grell gezeichnete Fratze ließ etwas in mir zerbrechen. Was sollte ich tun?

Ich nehme einen sterilen Tupfer.

Ein bisschen Alkohol löst die Kruste und das Problem.